

ZWISCHEN SOWJETSTERN UND DAVIDSTERN

Einführung

Knapp 100 jüdische Veteran/Innen der Roten Armee leben heute in Berlin. Sie wuchsen einst in einer Sowjetunion auf, die es nicht mehr gibt. Diese Menschen vermochten es, ihre jüdische Identität trotz aller Diskriminierungen zu bewahren.

Als Offiziere oder Soldaten kämpften sie gegen die deutschen Nationalsozialisten und ihre Helfer, die den Zweiten Weltkrieg begannen und in der Schoa Millionen Juden ermordeten.

Für wen kämpften sie? Für das eigene Überleben, für das Überleben von Verwandten und Freunden. Musste man, durfte man dabei auch Patriot sein? Schließlich waren der sowjetische Diktator Josef Stalin, die sowjetische Gesellschaft auch im Krieg nicht frei von Antisemitismus. Diese Fragen stellten sich Männern wie auch Frauen, die in der sowjetischen Armee kämpften.

Auf den Kampf gegen die deutschen Angreifer folgte die Heimkehr in eine oftmals vom Krieg verwüstete Heimat. Wer hatte das Völkermorden, wer die Schoa überlebt? Vorurteile gegenüber Juden und deren Benachteiligung nahmen in der spätstalinistischen Ära erneut zu.

Es kamen Jahrzehnte des Lebens in der UdSSR – Ausbildung und Karriere, Heirat und Familiengründung. Mit dem Zerfall der Sowjetunion nahmen wirtschaftliche Probleme, nahmen Formen der Diskriminierung von Juden erneut zu.

Viele jüdische Veteran/Innen sahen sich in den neunziger Jahren gezwungen zu emigrieren – manche kamen nach Berlin. Viele standen vor dem Nichts, doch hatten alle ihre Erinnerungen im Gepäck. Und nun? Ein Leben im Land der einstigen Täter, ein Leben in einer oftmals fremden Sprache. Die Erinnerungen bleiben und sollen Zukunft haben.

Historiker, ein Dolmetscher und Schüler/Innen aus vier Berliner Schulen konnten 13 jüdische Veteranen über ihr Leben befragen und erhielten Fotos sowie Dokumente. Das Team am Centrum Judaicum machte hieraus eine Ausstellung.

Menschen, die auf ein reiches Leben zurückblicken, erhalten eine Stimme. Ein Stück jüdischer, sowjetischer, deutscher, ja europäischer Geschichte wird bewahrt. Wir danken vor allem den Veteran/Innen sehr herzlich für ihre große Hilfe. Ohne sie gäbe es dieses Projekt nicht.

Danksagung

Wir danken:

Prof. Ingeborg Isenhardt
Barby Quinlan, Berlin
Frank-Oliver Götter
Ingeborg Fahn, Berlin
Ralfhard Grottelmann, Berlin
Zion Sridinger, Berlin
Simeon Kuznetsov, Berlin
Johann Kucharski, Berlin
Jörn Oelmann, Berlin
Johann Röhler, Berlin
Ingeborg Schmalenbach, Berlin
Ruth Schmalenbach, Berlin
Lara Wöhrle, Berlin

Wir danken:

Christine Schlegel, Berlin – Interviewer
Piastr Klaus Berlin 21, Margarete Bartram
Dr. Ingrid Grottel
Kampftypen-Gemeinschaft vom Grazer Röhren
Berlin: Hermann G. Bergschneider
Hilke Hildebrandt, Berlin
Jüdische Gemeinde Berlin – Interviewer
Kathrin Wöhrle, Berlin
Gertfried Kuhn-Großmann, Berlin – Interviewer
Frank Lippert, Ober Kory

Alle Fotografien: Center for German-Jewish Studies

für ihre wertvolle Unterstützung.

Prof. Ingeborg Isenhardt, Berlin
Ingeborg Fahn, Berlin
Dr. Ralfhard Grottelmann, Berlin

Wir haben uns bemüht, alle Inhalte von möglichen Fehlern und Ungenauigkeiten zu befreien. Dennoch ist eine 100%ige Fehlerfreiheit nicht zu erwarten. Sollten Sie dennoch Fehler entdecken, sind wir sehr dankbar für Ihre Hinweise und werden diese schnellstmöglich korrigieren.

Impressum

Silke von Senger – Centre for German-Jewish Studies

In Zusammenarbeit mit Civitas und dem. München

www.

Dr. Hermann Grottel

Beauftragte, Redaktions, Sprachkollaboration

Philipp Roth, M.A.

Dr. Jolanda Cheloni, Culture and mass. München

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

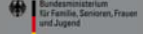
Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.

Janina Tapp, M.A.



Silke von Senger Berlin CIVITAS 2019



UdSSR, ROTE ARMEE, ZWEITER WELTKRIEG

Mit der Oktoberrevolution von 1917 entstand die UdSSR. Ihre Streikraft war die Rote Armee.

Nachdem Sowjetunion und Deutsches Reich im August 1939 ihre Machtpläne vertraglich festgelegt hatten, wollte der sowjetische Diktator Stalin sein Land zunächst sicher. Deutschland begann jedoch am 1. September 1939 den Zweiten Weltkrieg. Es unterdrückte die von ihm besetzten Gebiete Europas, baute diese aus und ermordete dort Millionen Bewohner, vor allem Juden.

Am 22. Juni 1941 griff Nazi-Deutschland auch die Sowjetunion an. Fünf Millionen Rotarmisten standen den deutschen Truppen gegenüber. Insgesamt sollten etwa 25 Millionen Sowjetbürger gegen die Angreifer kämpfen, darunter viele der in der UdSSR lebenden Juden.

Etwa 30 Millionen Menschen kamen in diesem Krieg um, davon ca. acht Millionen sowjetische Soldaten. Der Sieg der UdSSR 1945 ging mit schrecklichen Verlusten einher.



Die erste Parade der Roten Armee in Moskau, 1942



Die Sowjetunion im Jahre 1941



Maximale Ausdehnung des deutschen Herrschaftsbereichs auf dem Gebiet der UdSSR, 1941-1942
 Der deutsche Vordräng bis zum 22. Juni 1941 im Osten der UdSSR verlief von Ostpreußen über Ostpolen bis zum Schwarzen Meer. Nach der Operation Barbarossa (1941) wurde ermöglicht, dass die Front von Leningrad bis zum Schwarzen Meer im Juli 1942 und das heutige Deutschland schloss sich der Front an. (Quelle: Wikipedia)



Josef Stalin (l.) und Joseph von Beckowitz, der deutsche Außenminister, beim Besuch im deutschen Botschaftsgebäude in Moskau, August 1940



Menschen in der UdSSR erhalten die Nachricht vom Scheitern des Krieges, 27. Juli 1945



Die Stadt Leningrad beim Zusammenbruch, 1941



Ein der Dagegenwärt auf dem roten Platz in Moskau, 24. Juni 1941

JUDENTUM UND ANTISEMITISMUS IN DER UdSSR BIS 1941

Seit Jahrhunderten gab es Juden im Raum der späteren Sowjetunion. Viele wohnten bis ins frühe 20. Jahrhundert in ländlichen Ortschaften. Kulturelle Anpassung an Nichtjuden war dort selten. Bei Kriegsbeginn lebten fünf Millionen Juden in der UdSSR.

Bereits um 1900 bestanden auch zunehmend wellichtere Auffassungen innerhalb des Judentums. Die Religionsfeindlichkeit des Sozialismus bestärkte diese Entwicklung durch Druck von außen.

Es existierte vielerorts religiös und rasseideologisch argumentierender Antisemitismus: Juden wurden in Pogromen getötet, vertrieben oder anderweitig diskriminiert, jüdische Einrichtungen verboten oder geschändet. In der UdSSR gab es Judentum in der Bevölkerung. Staatlichseits nahmen Verfolgungen unter Josef Stalin zu. Mitte der dreißiger Jahre gab es eine Welle der Schließungen jüdischer Einrichtungen, der Verhaftungen von Juden. Vergleichbares geschah auch kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sowie in den sechziger Jahren.



Chaim Weizmann und Philipp Solodkin. Im Oben von Jean Solodkin in Gdansk, auf dem Judenmuseum.



Die Weizmanns, die Mutter von Chaim Weizmann, Chaim und seine Geschwister, 1907.

»Mein Vater wurde meinem Großvater (seiner Frömmigkeit fast zum Widerspruch) ... Eines Tages – das war vor dem Krieg – wurde er auf dem Rückweg vom Gebetshaus von bösen Menschen angegriffen. Sie zogen ihn am Bart, riefen antisemitische Parolen. Nur dank der Einmischung von Passanten kam mein Großvater bei dem, denn die Angreifer hatten ihn offensichtlich nach dem Leben getrachtet, und das im Zentrum der Stadt.«

Leah Weizmann (links) Erziehungskolon für Kinder in Leningrad 1937 mit 1200 mit Antisemitismus betroffenen Kindern, 12. Oktober 1937 (Jüdisches Museum).



Jacob und Rachel Katschenko bei ihrer Hochzeit, 1917.

»Meine Familie ... war gläubig ... aber alles das war konspirativ ... weil Religion als unerwünscht galt.«

Jacob Katschenko über die Beziehungen seiner Familie auf der Krim zum russischen Antisemitismus und dem Zionismus (Interview, 17. August 2004 (Jüdisches Museum)).



Die Katschenkos (1917) in einem Brunnen in Simferopol und der Mutter Rachel Katschenko (links), 12. Juli 1920.

»Ich wurde in einer religiösen Familie geboren ... Meine Eltern hielten sich streng an die religiösen Vorschriften, es gab bei uns nur koscheres Essen, wir feierten alle jüdischen Feste. Die Religion war ein fester Bestandteil unseres Lebens. Ich glaube, dass der Glaube an Gott mir gehalten hat, im Krieg zu überleben.«

David Katschenko über sein Verhältnis zum Judentum (Interview, Interview, 2. November 2004 (Jüdisches Museum)).

»Meine Eltern hielten sich an jüdische Traditionen, aber die Kinder nicht mehr, denn sie verließen in jungen Jahren das Elternhaus und lebten fortan in einer Umgebung, in der jüdische Traditionen nicht gepflegt wurden.«

Michail Katschenko, 30. April 2004 (Jüdisches Museum).



Kinder in einer Schule in Krasnodar – im Hintergrund ist der Jude, Sozialist Alexander Lurie, 1930 (Jüdisches Museum).

»Im Jahr 1935 wurden die jüdischen Schulen geschlossen und die Schüler gegen ihren Willen in andere Schulen versetzt.«

Jacob Katschenko über die antijüdischen Verschiebungen von jüdischen Schulen in der Krim nach Beginn der Verfolgung (Interview, 17. August 2004 (Jüdisches Museum)). Die Schüler sind die Kinder der Katschenkos, die im selben jüdischen Durchgangspunkt in Krasnodar zusammengefasst wurden.

»Nein, wir wurden nicht mit Antisemitismus konfrontiert. Ich ging auf eine ukrainische Schule und es wurden keine Unterschiede zwischen Juden und Nichtjuden gemacht. In dieser Hinsicht war alles in Ordnung. Als ich nach Kiew kam, wohnte ich dort zusammen mit jungen Ukrainern in einem Wohnheim, und das Verhältnis zu ihnen war gut.«

Michail Katschenko über seine Erfahrung mit Antisemitismus und Konfrontation in einem Interview, 2. November 2004 (Jüdisches Museum).

»Ich ging zusammen mit ukrainischen Kindern in die Schule. Ich war ein guter Schüler und hatte auch deshalb sehr gute Freunde dort. Dennoch wurden einige meiner Mitschüler nach dem Ausbruch des Krieges Schurkinnen. Sie hatten wohl tief in ihren Seelen doch etwas gegen die Juden. Diese Leute verrieten die Juden an die Deutschen, bewachten sie auf dem Weg zu den Erschießungen. Ein Physiklehrer aus unserer Schule hat auch mit den Deutschen kollaboriert.«

David Katschenko über Antisemitismus und Kollaboration (Interview, 2. November 2004 (Jüdisches Museum)).

DIE GESPRÄCHSPARTNER



Marija Chaimowa wurde im Juni 1924 in Wilna in Ostpolen, im Rotes Kreuz bei der Mutter, im Alter von 16 Jahren, in die Lagerstadt Warschau geschickt. Bei Kriegsausbruch wurde sie in Warschau interniert. Am August 1941 wurde sie in das Konzentrationslager an der Front transportiert. Nach der Kriegsende wurde sie über die Schule interniert.

Nach Kriegsende lebte sie bis 1948 in der Familie der Eltern in der Stadt Warschau. Im Jahr 1948 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1953 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1956 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1959 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt.



Grigori Dreer wurde 1924 in der Stadt Warschau, im Alter von 16 Jahren, in die Lagerstadt Warschau geschickt. Bei Kriegsausbruch wurde sie in Warschau interniert. Am August 1941 wurde sie in das Konzentrationslager an der Front transportiert. Nach der Kriegsende wurde sie über die Schule interniert.

Ende im Jahr 1948 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1953 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1956 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1959 wurde er in die Stadt Warschau geschickt.



Jewgeni Faks wurde 1923 in Warschau geboren. Seine Familie floh nach Warschau. Bei Kriegsausbruch wurde Faks mit Eltern und Schwester in das Ghetto Warschau interniert. Nach dem Beginn der Schicksale im Jahr 1941 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1946 wurde er in die Stadt Warschau geschickt.

Anfang 1992 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1995 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1998 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 2001 wurde er in die Stadt Warschau geschickt.



Moises Gimpelowski wurde im Jahr 1917 in Warschau geboren. Seine Eltern flohen nach Warschau. Bei Kriegsausbruch wurde er in Warschau interniert. Am August 1941 wurde er in das Konzentrationslager an der Front transportiert. Nach der Kriegsende wurde er über die Schule interniert.

Krieg und bis zu seiner Pensionierung als Oberst der Roten Armee im Jahr 1972. Ende im Jahr 1972 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1975 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1978 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1981 wurde er in die Stadt Warschau geschickt.



Joine Goldgar wurde 1914 in Warschau geboren. Seine Familie floh nach Warschau. Bei Kriegsausbruch wurde sie in Warschau interniert. Am August 1941 wurde sie in das Konzentrationslager an der Front transportiert. Nach der Kriegsende wurde sie über die Schule interniert.

1988 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1991 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1994 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1997 wurde sie in die Stadt Warschau geschickt.



Semjon Kleiman wurde 1926 in Warschau in der Ukraine geboren. Seine Eltern flohen nach Warschau. Bei Kriegsausbruch wurde er in Warschau interniert. Am August 1941 wurde er in das Konzentrationslager an der Front transportiert. Nach der Kriegsende wurde er über die Schule interniert.

Nach Kriegsende wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1950 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1953 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1956 wurde er in die Stadt Warschau geschickt.

1993 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1996 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 1999 wurde er in die Stadt Warschau geschickt. Im Jahr 2002 wurde er in die Stadt Warschau geschickt.



ALLTAG IN DER ROTEN ARMEE

Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 traf die schlecht ausgerüstete Rote Armee unerwartet. Die sowjetischen Truppen mussten sich zurückziehen. Bis zum Jahresende starben ca. zwei Millionen Rotarmisten, drei Millionen gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Seit der Schlacht um Moskau kam der Vormarsch der Nazis ins Stocken. Mit der gewonnenen Schlacht um Stalingrad Anfang 1943, dank dem Ausbau der eigenen Rüstung und US-Hilfe, drang die Rote Armee in Richtung Westen vor. 1945 stand sie auf deutschem Reichsgebiet.

Der Alltag der Rotarmisten an der Front war von Hunger, Erschöpfung und anderen Erdenwissern geprägt. Todesangst und die Sorge um Angehörige hatten alle von ihnen. Die Soldaten wollten den Überfall und die todringende Okkupation vergelten.

Der Furcht vor dem rigiden Umgang der eigenen Vorgesetzten mit Untergebenen stand das Gefühl entgegen, in einer Gemeinschaft für die gerechte Sache und den Sieg zu kämpfen.



Mikhail Schchukla (l.) und Sergei Krasin (rechts) in einem Foto, das im Archiv der Roten Armee (1942) zu finden ist. Die beiden trugen sich im Lazarett ein, schrieben sich Briefe und trugen Regeln nach vorne, bevor sich beide Jahre lang nicht sahen.



Sowjetische Propagandaplakate von Lew Wassilow, zwischen 1941 und 1942

Земля за Родину
Wer unsere Heimat liebt und nicht die Heimat der Deutschen liebt,
Der ist ein wehrhaftes Volk und soll von uns bekämpft werden, bis er stirbt.

»Am 22. Juni [1941] verunfallte der Sportklub von Krasnys ein Auto, und so kamen um halb sechs Uhr morgens meine Freunde vorbei, um mich abzuholen. Zu dieser Zeit war schon Geschützfeuer zu hören. Mein Vater beharrte uns: das seien Manöver. Also gingen wir zum Hafen, wo wir einen Dampfer zum Ausflugsziel nehmen sollten. Unterwegs kamen wir in einem kleinen Laden vorbei, der nicht weit vom Hafen stand. Der Besitzer sagte zu uns: »Nun, ich weiß nicht, wie ich es euch sagen soll, aber ich habe im Radio gehört, dass der Krieg begonnen hat. Am Hafen angekommen, sahen wir, dass der Bug eines Schiffes bereits in Flammen stand, es gab Verletzte.«

Jungpilsch Bruchschelkin über den Tag der deutschen Überfälle auf die Sowjetunion in einem Interview, 12. Juni 2005 (Russland)

»In den ersten Minuten des Krieges flogen zwei Artilleriegeschosse auf unser Bataillon. Das eine traf das Zeltlager, in dem die Soldaten und Offiziere wohnten, das andere zerstörte die Feldküche. Es gab zahlreiche Tote und Verwundete, die Soldaten waren verängstigt. Das waren die ersten Schrecken des Krieges.«

Prigod Omer über die ersten Tage des Krieges in einem Interview, 18. August 2005 (Russland)



Jahn Kabanow Verzeichnis der Fallschirmjäger bei der Roten Armee während des Zweiten Weltkriegs



Grigori Dross, 1943

»Als ich mich freiwillig zur Roten Armee meldete, bekam ich zunächst ein Gewehr mit durchgeschossenem Lauf, so dass das Bajonett eigentlich das Einzige war, was an diesem Gewehr funktionierte. Es gab keine Waffen. Die Deutschen hatten sich auf den Krieg vorbereitet, die Russen nicht ... «

Grigori Dross über die unangefüllte Ausstattung der Rotarmisten im Kriegsbuch in einem Interview, 9. September 2005 (Russland)

»Angesichts der deutschen Übermacht mussten wir uns Richtung Minsk zurückziehen. Die Umstände dieses Rückzugs waren äußerst tragisch. Wir wurden ununterbrochen bombardiert und von Flugzeugen beschossen.«

Mikhail Engelhardt über den Rückzug der Roten Armee vor den Deutschen in Richtung Minsk 1941 (Interview Interview, 18. August 2005 (Russland))



Lena Witschak während eines Luftangriffs in Leningrad, Herbst 1941

»Man kann unendlich lange von belagerten Leningrad erzählen ... Nur dank dem Mut der Verteidiger und der Führung der Stadt ... konnte die Stadt gehalten werden.«

»Die Blockade war eine schreckliche Sache. Ich weiß nicht, ob es göttliche Hilfe oder Schicksal war, aber der Winter kam früh und der Lada-gesen fort zu, so dass über die Straße des Lebens auf dem Eis das Sterben wenigstens einige Lebensmittel in die belagerte Leningrad gebracht werden konnten. Man muss sich das nur vorstellen: Man bekam nur 125 Gramm Brot pro Tag, und oft gab es gar kein Brot.«



Trappisten-Pater bei Ostpreußen in Leningrad, Winter 1941/42

»Das belagerte Leningrad bot ein schreckliches Bild: zerstörte Häuser, Ruinen, hier und da liegende Leichen, die von Ratten angehaubt waren. Die Ratten waren so groß wie Katzen: Sie flüchteten sich voll an den Menschen, die auf der Straße ankamfen zusammengekauert waren.«

Lena Witschak über die Blockade von Leningrad 1941 bis 1944 in einem Interview, 12. Oktober 2005 (Russland)



Jahn Kabanow (vorne links), Tschernobyl (hinten) während eines Professionsjahres in der 2. Schützen-Brigade der 41. der Behring-Luftwaffe, belagert, Mai, September 1944

»Mir wurde eine Gruppe von etwa sechs Soldaten unterstellt. Es war Mai, aber die Soldaten hatten immer noch Winterkleidung und warme Mützen an. Es wurde Nacht. Alle legten sich dicht nebeneinander zum Schlafen hin. Dann fiel mir plötzlich ein, dass die Soldaten Linsen haben könnten, und so legte ich mich einige Meter von ihnen entfernt hin. Ich wachte auf, weil ich von Ende verschüttet war. Es stellte sich heraus, dass neben mir eine Granate aufgeschlagen war. Meine Soldaten waren alle tot, während ich unversehrt blieb und nur verschüttet wurde.«

Boris Tschernobyl in einem Interview, 10. Oktober 2005 (Russland)



Mikhail Engelhardt (vorne links) in Ostpreußen, vor dem letzten Angriff der Wehrmacht auf Minsk 1941 (Interview Interview, 18. August 2005 (Russland))

»Als wir nach Ostpreußen kamen, waren alle Dörfer und Städte verlassen, die Bevölkerung war geflohen. In der Nähe von Insterburg holten wir die Flüchtlinge ein und denn ... Wie die deutsche Bevölkerung behandelt wurde, war einfach furchtbar, darüber möchte man am liebsten gar nicht reden. Die Armee verwandelte sich in eine Armee von Mardukern. Das war schrecklich.«

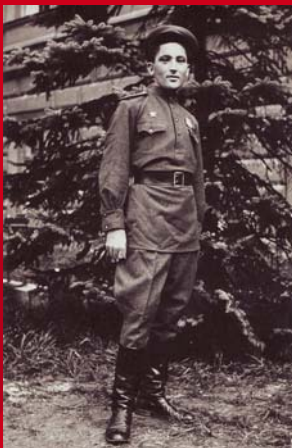
Boris Tschernobyl über die letzte Phase des Krieges in einem Interview, 10. Oktober 2005 (Russland)

JUDEN IN DER ROTEN ARMEE

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg setzten sich viele Juden mit den Gefahren des Nationalsozialismus auseinander. Mit dem Einmarsch der Deutschen und dem Beginn der deutschen Besatzungsherrschaft innerhalb der UdSSR litten viele Juden. Angehörige wurden verschleppt oder ermordet.

Gegen die Deutschen zu kämpfen, bedeutete nicht nur als Sowjetbürger sein Vaterland zu verteidigen, selbst, wenn es einen zuweilen als Juden ablehnte. Um als Jude zu überleben, musste man den Feind schlagen, der die jüdische Bevölkerung umbrachte.

Während des Krieges galt es, innerhalb der Roten Armee zusammen zu halten. Und doch gab es selbst dort in Kriegszonen Anzeichen von Antisemitismus.



Joseph Kischinev in der Roten Armee, 1941

»Während des Krieges ... gab es Antisemitismus nur von oben.«

Quelle: Interview mit der Frau von Joseph Kischinev, der Roten Armee, 1941 bis 1945, 27. April 2006 (Ausschnitt)



Joseph Kischinev in der Roten Armee in Ostpreußen, April 1942

»Stawropol wurde innerhalb von 30 Minuten von den Deutschen besetzt. Am nächsten Tag wurden die Juden aufgefordert, sich auf dem Platz vor dem Rathaus zu versammeln, sogleich um zurück in die Heimat transportiert zu werden. Wir erreichten mit unserem Gepäck am Sammelplatz. Nach einer halben Stunde kamen Fahrzeuge, aus denen Schutzmänner mit Händen heraussprangen. Sie umzingelten den Platz, und da wurde mir klar, dass das unser Ende war. Damit keine Panik ausbrach, erklärten die Deutschen, dass Familien von Professoren, Schmeidern, Schwestern und anderen qualifizierten Fachkräften den Platz verlassen und nach Hause zurückkehren dürfen. Meine Mutter, meine Schwester, meine zweite Schwester mit ihren Kindern und ich verließen diesen schrecklichen Ort. Diejenigen, die auf dem Platz geblieben waren, wurden in Gewagern geladen und zu einer nah gelegenen Schlacht gebracht. Sie alle starben.

Wir kehrten nach Hause zurück, wo wir etwa zwei Stunden blieben. Dann sagte ich zu meiner Mutter: »Wartet hier, ich hole uns etwas Brot und vielleicht auch etwas anderes zu essen. Als ich zurückkam, war meine Familie schon weg. Sie wurden während meiner Abwesenheit abgeholt und ebenfalls vernichtet.«

»Natürlich wollte ich mich für den Tod meiner Angehörigen rächen.«

Quelle: Interview mit Joseph Kischinev, 10. September 2006 (Ausschnitt)



Joseph Kischinev in der Roten Armee in Ostpreußen, April 1942

»Wir wussten daher, dass die Sowjetunion – trotz aller stalinistischen Verfolgungen – das einzige Land war, das uns retten konnte. Deshalb kämpften wir gut, denn wir kämpften nicht nur gegen den Faschismus, sondern auch um unser Überleben.«

Quelle: Interview mit Joseph Kischinev und der Tochter, die die Geschichte in Moskau, 10. September 2006 (Ausschnitt)

»Wir empfanden es als unsere Pflicht, alles für den Sieg zu geben. Der Glaube an den Sieg gab uns die Kraft, in diesem schweren Krieg durchzuhalten. Selbst unter schwierigsten Bedingungen ... Wir waren Patrioten und glaubten an unser sowjetisches Vaterland.«

Quelle: Interview mit Joseph Kischinev, 27. September 2006 (Ausschnitt)

»1944 schrieb ich vor einem Ausgiff, an dem ich teilnehmen sollte, einen Brief an meine Eltern. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich schon, dass sie umgebracht worden waren. Ich gab diesen Brief im Stab ab mit der Bitte, ihn im Falle meines Todes an eines der überlebenden Mitglieder meiner Familie in Kanas zu übergeben. In dem Brief schrieb ich unter anderem: Ich gehe in die Schlacht ohne jegliche Furcht, denn ich will einen Tod verdienen ... Ich hätte nicht allein aus Litauen fliehen, sondern nach Hause zurückkehren sollen, um dafür zu sorgen, dass auch meine Familie evakuiert wird. Mein ganzes Leben lang werde ich von dem Gedanken verfolgt, dass ich eine gewisse Scham an ihrem Tod habe.«

Quelle: Interview mit Joseph Kischinev, 10. September 2006 (Ausschnitt)



Michael Gogolinski, 13. Januar 1942

»Während des Krieges gab es keine Raumstunden bezüglich meiner Arbeit, ich wurde stets mehrzweckig befristet. In unserer Einheit waren Menschen verschiedener Herkunft, und es gab keinen Antisemitismus.«

Quelle: Interview mit Michael Gogolinski, 10. August 2006 (Ausschnitt)

»An der Front kam es vor, dass jemand antisemitische Schimpfwörter sagte, aber das geschah meist in scherzhafter Form, denn wenn mir nicht geht, was jemand, der ein sowjetischer Soldat sein sollte, sagte, dann konnte ich den Häutler öffnen und mich mit einer Welle in der Hand gegen diese Niedertrichigkeit wehren. Einige Kommandeure konnten antisemitische Ausdrücke, das habe ich selbst erlebt.«

Quelle: Interview mit Michael Gogolinski, 13. Oktober 2006 (Ausschnitt)



Joseph Kischinev mit Freunden in der Roten Armee in Ostpreußen, April 1942

»Tränen kamen einem in die Augen beim Anblick der gesprungenen Krematorien, der Gaskammern, der herumliegenden halbverbrannten Überreste dieser, die dort umgebracht wurden. Selbst uns, die wir den Krieg mitgemacht und alles gesehen hatten, war unangenehm, wie Menschen auf die Idee kommen konnten, andere Menschen auf so eine Art und Weise zu vernichten. Das konnten keine normalen Menschen sein.«

Quelle: Interview mit Joseph Kischinev, 13. Oktober 2006

FRAUEN IN DER ROTEN ARMEE

Frauen konnten sich freiwillig zum Dienst in der Roten Armee melden. Nach den millionenfachen Verlusten der sowjetischen Streitkräfte in den ersten Kriegsmonaten wurden Soldatinnen ab 1942 zielgerichtet mobilisiert.

Knapp eine Million Frauen dienten während des Zweiten Weltkrieges in der Roten Armee. Wengleich sie oft als Krankenschwestern oder Bürokräfte eingesetzt waren, kämpften sie auch an der Front, zumeist in niedrigeren Rängen.

Wie die Männer hatten Frauen Angst, im Krieg zu kämpfen, wie die Männer riskierten sie im Kampf gegen die Deutschen ihr Leben.

Rotarmistinnen wurden zuweilen durch Männer innerhalb der Truppe bedrängt. Andere vermochten dort Partnerschaften zu schließen.

Einen »Emanzipationsschub« bedeutete die Teilnahme am Krieg für die weiblichen Kämpfer im Regelfall nicht. Bei Kriegsende musterte man Frauen aus. An den Beitrag der Kämpferinnen zum Sieg wurde kaum gesondert erinnert.



Jungnickel Franziska/Beck 1986 (1) in: Lauffeld, Pöcking 2014



Jungnickel Franziska/Beck in: Beck 2013/2014, 2015

»Wir wurden von unseren männlichen Kameraden als ihresgleichen behandelt.«

Jungnickel Franziska/Beck über Frauen in der Roten Armee
in: Beck 2013/2014, 2015

»Wenn unschöne Sachen über Frauen im Krieg erzählt werden, so will ich folgendes sagen: Diese unschönen Sachen passierten nicht allein, sondern denen, die es selber wollten. Außerdem gab es bei uns im Lazarett mehr Frauen als Männer. Die Verwundeten blieben nicht lange genug für eine Romanze, und die, die länger blieben, weil sie nicht transportfähig waren, hatten andere Sorgen.«

Maria Chikowa über Frauen in der Roten Armee
in: Beck 2013/2014, 2015

»Wenn eine Krankenschwester den Annäherungsversuchen ihres Vorgesetzten nicht nachgab, wurde sie aus dem Regimentstab in den Bataillonstab versetzt, wenn sie sich mich dort unnochsigig zeigte, kam sie in eine der Kompanien, wo sie nach ein bis zwei Monaten starb.«

Jungnickel Felix über Frauen in der Roten Armee
in: Beck 2013/2014, 2015

»Ich habe eine Erzählung [geschrieben], in der es um eine Funkerin geht, die sich unnochsigig zeigt. Sie wird deshalb an einen sehr gefährlichen Frontabschnitt geschickt. Dort hält sie es dann doch nicht aus und wird Gefolge des Divisionskommandeurs. Irgendwona verkommt sie zu einer Fronthure und erhängt sich schließlich. Es gab auch Fälle von echter Liebe. Ich weiß, dass viele heirateten. Es gab solches und solches.«

Doris Tschepgowa über Frauen in der Roten Armee
in: Beck 2013/2014, 2015

»Ich begroßte Frauen während meiner ganzen Zeit in der Armee. Diese Frauen verdienen die höchsten Worte der Anerkennung und Bewunderung ... Als ich in der Tschechoslowakei verwendet wurde, holte mich eine Frau vom Schlachtfeld, bei Narwa half mir eine andere Frau, das Schlachtfeld zu verlassen ... Frauen der Kriegerzeit sind etwas Heiliges. Ich denke an sie mit tiefer Dankbarkeit und Liebe.«

Leo Minsk über die Leistungen der Frauen während des Krieges
in: Beck 2013/2014, 2015



Maria Chikowa während ihrer Tätigkeit als Krankenschwester in: Beck 2013/2014



Jungnickel Franziska/Beck zusammen mit ihrem Lebenspartner Beck, hier als sein Foto beschriftet, in: Lauffeld, Pöcking 2014

KRIEGSENDE, SIEG UND RÜCKKEHR IN DIE HEIMAT

In der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg in Europa. In Berlin-Karlshorst wurde die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet.

Weltweit, so auch in der Sowjetunion, wurde das Ende des Krieges gefeiert und der Tag des Sieges zum Symbol der Befreiung. In der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland verblieben zahlreiche Truppenverbände der Roten Armee. Im Juni 1945 wurde die Sowjetische Militäradministration (SMAD) eingerichtet.

In den nachfolgenden Monaten kehrten viele militärische Einheiten der Roten Armee in die UdSSR zurück. Für viele erfolgte nach der Kapitulation Japans am 2. September 1945 die Auflösung.

Die jüdischen Heimkehrer aus der Armee hatten Angehörige in Krieg und Schoa verloren und sahen bei ihrer Rückkehr in die durch den Krieg zerstörte Heimat einer ungewissen Zukunft entgegen.



Jozsef Palai in Berlin, Herbst 1945

»Ich war sehr gespannt darauf, Berlin zu sehen, von dem ich so viel – auch aus der Propaganda – gehört hatte. Mir bot sich ein schreckliches Bild: Alles war zerstört, es war eine tote Stadt.

Bereits in den ersten Tagen nach dem Ende des Krieges kamen Frauen auf die Straßen und begannen mit der Beseitigung der Trümmer, und innerhalb Wochen nach meiner Ankunft führten schon die ersten Linienbusse durch die Straßen.«

Jozsef Palai über seinen Eindruck der zerstörten Stadt Berlin 1945
in: Jozsef Palai, 27. September 2005 (Zitat)



Bundesarchiv, Bild 101-103-0001-0001, Berlin, 1945
Das Bild zeigt die Soldaten der 2. US-Armee, die am 2. September 1945 in Berlin einmarschierten. Die Soldaten sind in Uniform und tragen Mützen.

»Am Tag des Sieges zog ich meine Militäruniform mit den Auszeichnungen an und ging zum Esplanade-Platz. Dort fanden festliche Kundgebungen statt und standen Tische mit Speisen und Getränken. Zum ersten Mal in meinem Leben ließ ich mich vollanfen. Ich lagte mich auf den Rasen und schlief ein. Nach ein paar Stunden wachte ich auf und ging nach Hause, wo im Kreise der Familie weitergefeiert wurde.«

Janki Olschak in der Dagestan-Str. Rega am 9. Mai 1945 in einem Interview, 11. Oktober 2005 (Zitat)



Janki Olschak während eines Besuchs im jüdischen Ghetto in Ostpolen im Sommer 1942
in: Olschak, 20. September 2005



Janki Olschak und seine Familie, aufgenommen am 11. Juli 1945, Ostpolen, 1945
Janki Olschak und seine Familie, aufgenommen am 11. Juli 1945, Ostpolen, 1945
Die Aufnahme zeigt eine Gruppe von Kindern, die sich in der Nähe eines Gebäudes befinden. Die Kinder sind in einfachen Kleidern gekleidet.

Die Aufnahme zeigt eine Gruppe von Kindern, die sich in der Nähe eines Gebäudes befinden. Die Kinder sind in einfachen Kleidern gekleidet.



Janki Olschak (l., 2. v. links) steht auf dem Feld in der Nähe der Familie seiner Schwester Hirsche in Ostpolen, 1945
Janki Olschak und seine Familie, aufgenommen am 11. Juli 1945, Ostpolen, 1945
Das Foto zeigt eine Gruppe von Menschen, die auf dem Boden sitzen. Die Szene ist in einem offenen Feld aufgenommen.

»Meine Eltern, ein Bruder und eine Schwester mit ihrer Familie kamen 1942 in Auschwitz um. Ein weiterer Bruder und eine Schwester, die in der Westbahn lebten, sind verschwunden. Ihr Schicksal ist mir nicht bekannt.«

Janki Olschak über die Opfer des Holocaust in seiner Familie, 6. August 2005 (Zitat)

»Die Armee, in der mein Vater diente, wurde 1941 bei Kiew eingekesselt, und mein Vater geriet in Gefangenschaft. Er wurde als Jude identifiziert und in Babi Jar in Kiew ermordet.

Ich habe eine Bestätigung des Babi-Jar-Museums, dass mein Vater dort erschossen wurde. Über die Ermordung meiner Mutter, meiner Brüder und meiner Schwester gibt es Zeugenaussagen der Einwohner von Gornostajpol.«

Wolke Sackelstein über die Ermordung ihrer eigenen Familie, von der sie nur noch zwei Personen in ihrer Familie in Ostpolen, 24. August 2005 (Zitat)

»Wir hatten unser eigenes Haus. Als die Bewohner des Ortes erfuhr, dass alle Juden vernichtet werden waren, begannen sie damit, jüdische Häuser auseinander zu nehmen. Nach der Rückkehr stellten mein Vater und mein Bruder fest, dass das ganze Haus bis auf den letzten Nagel weg war. Dasselbe geschah mit vielen anderen Häusern, die Juden gehörten.«

Sergio Rubins über die Rückkehr seiner Familie nach Odessa im Sommer 1945, 11. Juni 2005, von der jüdischen Haus geherdet hatte, in einem Interview, 11. August 2005 (Zitat)

NACHKRIEGSZEITEN

Noch unmittelbar unter dem Eindruck des Krieges wurde nach Neuaufhängen in dem zunächst ungewohnten Friedensalltag gesucht. Nachgeholt Schulabschlüsse, Ausbildungen und Studium boten Chancen dafür. Den Heimkehrern eröffneten sich vielfältige Berufswege.

Viele ehemalige jüdische Frontsoldaten sahen sich mit Juden-hass konfrontiert. Auch das berufliche Fortkommen der Kinder konnte durch staatlichen Antisemitismus erschwert werden – ebenso die Pflege jüdischer Bräuche.

Seit den 1960er Jahren wurde die Erinnerung an die gemeinsamen Erlebnisse in der Roten Armee verstärkt wach gehalten. Es entstanden Veteranen-Klubs, Veranstaltungen an den histo-rischen Orten des Kriegsgeschehens sollten ein Vergessen ver-hindern.



Boris Tschernomirski in Duben bei Aufhängen auf dem ehemaligen Ort Duben, Ukraine, 2010. Der Ort wurde während der Holocaustzeit zerstört. Aufnahme durch die Stadt und Boris Tschernomirski, unter anderem.



Maly Chibrikova während des Holocaust, während der Deportation, 1942, 1943/44.



Boris Tschernomirski und seine Frau Vera, 1953. Die Tochter Maly ist links in der Vordergrund. Mit Dank an Maly.



Boris Tschernomirski in Gumbin, Polen, im 12. August 1945.

»1943 trat ich in die Partei ein, aus Dummheit natürlich. Obwohl ich sagen muss, dass ich damals überzeugter Kom-munist war. Denn kam das Jahr 1946, die Kampagne gegen Kosmopoliten ... die Ärzteverschwörung – Das hat mir die Augen geöffnet, denn für all das war die Partei verantwortlich.«

Boris Tschernomirski über seine Erfahrung in KPUS. Im Gespräch im Archivzentrum der Universität in Köln (2022) nach dem Buch: Beständig in Deutschland, 20. Oktober 2020 (Jahrgang)

»Mein Vater war viele Jahre in der Roten Armee gewesen. Nach seiner Rückkehr wurde er leitender Röntgenologe des Ge-bietes. Für seine Leistungen beim Ausbren- den röntgenologischen Netzes im Gebiet Rostow bekam er den Leninorden. Doch als 1953 jüdische Ärzte verhaftet wurden, nahm man auch meinen Vater fest. Gott sei dank starb der Barbar [Josef Stalin] kurz darauf, und mein Vater wurde schnell freigelassen.«

Maly Chibrikova in einem Interview, 29. September 2020 (Jahrgang)

»In der Chruschtschow-Ära hat sich die Situation mit dem Antisemitismus ver-bessert, jedenfalls wurde es ruhiger. In Moskau musste ich Schmiergeld bezahlen, damit mein Sohn studieren konnte.«

Jahrgang: Beständig in Deutschland, 27. September 2019 (Jahrgang)



Tafel im Museum in Dnepropetrovsk, 2010. Der Ort wurde von der Gestapo zerstört (siehe Website). Die Tafel ist auch hier gestohlen.

WEGE NACH BERLIN – LEBEN IN BERLIN

Nur ein Drittel der jüdischen Bevölkerung der früheren Sowjetunion lebt heute noch dort. Seit dem Ende des Kalten Krieges und der Auflösung der UdSSR emigrierten zwei Drittel der sowjetischen Juden in die ganze Welt. Die politische Instabilität der zerfallenden Sowjetunion, wachsender Antisemitismus aber auch soziale oder familiäre Gründe brachten viele dazu, ihre Heimat zu verlassen.

Deutschland war neben Israel und den USA ein bevorzugtes Auswanderungsland. Seit Anfang der 1990er Jahre kamen rund 200.000 Juden aus der ehemaligen UdSSR nach Deutschland. Damit stellen sie mehr als 80 Prozent aller Mitglieder der hiesigen jüdischen Gemeinden.

Die Jüdische Gemeinde zu Berlin umfasste im Jahr 2000 bereits 12.000 Mitglieder aus der ehemaligen Sowjetunion, darunter etwa 100 Veteranen, die sich in einem Verband organisiert haben. Auch in anderen Städten Deutschlands wie München, Stuttgart, Potsdam oder Dresden erinnern sich jüdische Veteranen der Roten Armee gemeinsam an ihre Erfahrungen.



Grigori Orlov (1.) und seine Familie im Schulbesuch bei der Altkolonade Deutschland, 24. Dezember 2005



Jahene und Rina Scholomow präsentieren Plakette für den großen Sportplatz 2002 und die Tschernobyl-Katastrophe 2003. Mitwirkende, an denen ihre Eltern Polina Scholomowa teilhaben, 17. August 2006
Polina Scholomowa gewann mit ihrem Partner mehrere internationale Tennisturniere.

»Deutschland ist ein sehr interessantes Land und wir sind zufrieden, dass wir hier leben. Schade nur, dass es den Krieg gegeben hat.«

Milana (Gepetschinsk) in einem Interview, 02. August 2006 (Moskau)

»Nunlich gehe ich in die Synagoge, aber den Sabbat halten – nein, das tue ich nicht. Überhaupt muss ich sagen, dass ich überzeugter Atheist bin. Es wundert mich, wie die Juden nach dem Holocaust, nach all den Leiden, die ihnen zuteil wurden, an Gott glauben können. Wofür sollten wir denn Gott dankbar sein?«

Berik Tschegschenev über sein Glauben an Gott in einem Interview, 01. Oktober 2006 (Moskau)



Jungejüdische in Berlin beim Interview, 13. September 2005



Jahene und Rina Scholomow, Jahene Rensch und Sergija Krasnow (v. l. n. r.) vor dem Holocaust-Mahnmal in Berlin, 2005



Teil der jüdischen Veteranen der Roten Armee in Berlin vor dem russischen Denkmal in Berlin-Tempelhof
Jahene Rensch (vorne), v. l. n. r. hinten, Gen. Wladimir (1919) v. n. hinten, Jahene Scholomowa (vorne) v. n. hinten und Grigori Orlov (v. vorn), 4. Mai 2005